

Wir sind Heidegger auf seinem Wege zum Sein, in unserem Falle dem Weg des dichtenden Denkens gefolgt und haben uns überzeugt, daß dieser Weg zwar Fernsichten auf entlegene Gipfel und Einsichten in die Gründe und Abgründe unseres Daseins gewährt, aber letztlich eben doch — so wie Heidegger ihn geht — im Unbegangenen mündet, also ein Holzweg ist.

Geheime Bruderschaften im bolschewistischen Rußland

Von NIKOLAUS GURJEW

Waren die religiösen und religiös-mystischen Bruderschaften aus den Kreisen der Intelligenz und des gebildeten Bürgertums, von denen der erste Beitrag (im Augustheft) handelte, schon zahlreich genug, so drängte die religiöse Sehnsucht innerhalb der großen Masse noch stärker nach Ausdruck. Nach der Vernichtung der Kirche und ihrer Führer mehrten sich die Versuche unter den Arbeitern und Bauern, selbst zu irgendwelchen religiösen Formen zu finden. Außer den alten religiösen Sekten, Molokänen, Chlysten, Stundisten, Mennoniten, Adventisten u. a., die sich trotz GPU-Verfolgung, wenn auch in kleinsten Kreisen, immer wieder zusammenfanden, aber aus Furcht vor Provokation und Verrat keine neuen Anhänger zu werben wagten, entstanden unter der Sowjetherrschaft völlig neue Vereinigungen.

Die meisten Mitglieder im Norden des Landes dürfte die Bruderschaft „Brüderchen Iwan Tschurikoff“ gehabt haben, deren Sitz sich in dem 30 Kilometer von Leningrad entfernten Tschudowa befand. Dort hatte sich eine Gemeinschaft gebildet, in der nach klösterlichem Vorbild keiner der Brüder und Schwestern eigenen Besitz hatte und alle vom Ertrag eines Obstgartens lebten. Während der Revolution entstanden, wurde sie jedoch schon kurze Zeit nachher von der Tscheka völlig liquidiert.

Eine typische Erscheinung der Sowjetzeit war die annähernd zehntausend Menschen erfassende „Anisimow“-Bruderschaft. „Väterchen Anisimow“, der Gründer, war ein großgewachsener Greis mit silberweißem Haar und ikonartig strengem Gesicht. Ursprünglich predigte er in einem großen Lokal auf dem stark besuchten „Satt-Markt“ (Sytnj Rynok) in Leningrad, wo ihm stets Hunderte von Menschen lauschten. Seine Vorträge endeten jeweils mit dem Absingen religiöser Lieder und die Zuhörer sprachen sich mit „Bruder“ und „Schwester“ an. Immer kamen auch zahlreiche Kranke zu diesem Lokal, um von Bruder Anisimow geheilt zu werden. Seine Anhänger unter den Arbeitern Leningrads gingen wirklich in die Tausende. Als die GPU sich für diese Bruderschaft zu interessieren begann, wählte Bruder Anisimow kleine Geheimgruppen aus, die an seiner Stelle in Fabriken und Betrieben predigten. Der eigenartige und sehr einfache Katechismus der Bruderschaft, der von Mund zu Mund verbreitet wurde, war: „Gottes Sohn ist Mensch geworden in Jesus Christus. Nun aber ist Gott Vater selbst auf die Erde ge-

kommen und hat sich in Bruder Anisimow verkörpert. Genau wie Christus sich unter die ärmsten und einfachsten Menschen mischte, ist Bruder Anisimow zuerst in einer Bierstube aufgetaucht, hat gepredigt und dort seine ersten Anhänger gefunden.“

Die Männer aus Anisimows nächster Umgebung standen bei der Masse im Ansehen von Aposteln. Ihren Namen wurde nicht, wie im Russischen üblich, der Vorname des Vaters angehängt, sondern der Name ihres Wohnortes. So hieß Bruder Johann, der am Konogwardéjski-Boulevard wohnte, Johann Konogwardéjski. Grigóri aus der Grebjezki-Straße, in der hauptsächlich Prostituierte lebten, denen dieser junge Apostel vorzugsweise predigte, hieß Grigóri Grebjezki. Auch der ehemalige Hofkonditor des Zaren, der nun als Greis in einer Schokoladenfabrik arbeitete, die auch sein religiöser Wirkungskreis war, gehörte zu den Aposteln. Er hatte besonders unter den weiblichen Arbeitern einen großen Anhängerkreis. 1928 wurde Bruder Anisimow mit der gesamten Führung seiner Bruderschaft verhaftet und ins GPU-Gefängnis an der Spalernaja-Straße gebracht. Während der Haft zeigten sich einige „Apostel“ sehr glaubensstark, wie zum Beispiel Johann Konogwardéjski. In der Zelle, die er mit Kriminellen teilen mußte, nahm er zu deren Freude kaum Nahrung zu sich, sang jedoch, trotz ihres Gespöttes, das Gesicht geneigt, auf- und abgehend, religiöse Lieder. Er war ein typisches Beispiel des sektiererischen Fanatismus, dieser in Rußland so stark verbreiteten Anlage, der auch der Bolschewismus mit sein Bestehen verdankt.

Die Haltung Konogwardéjskis blieb, trotz allen Gespöttes, nicht ohne Eindruck auf seine Mitgefangenen, imponierte aber anscheinend auch seinem Untersuchungs-Natschalnik. Doch schien dieser anzunehmen, daß die starke Wirkung des „Apostels“ von dessen selten schönem goldblondem Lockenhaar ausgehe. Sonst war an dem kräftig entwickelten etwa 50jährigen Installationsarbeiter mit derbem, rotem Gesicht nichts Auffallendes. Der GPU-Natschalnik versprach einem der mitgefangenen Kriminellen hohe Strafmilderung, wenn er dem Apostel die wallenden, goldblonden Locken heimlich abschneide. In die Zelle zurückgekehrt, warf sich der Verbrecher jedoch vor Johann zu Boden, erzählte alles und zeigte zum Beweis eine scharf geschliffene Schere vor, die ihm der Untersuchungsrichter mit in die Zelle gegeben hatte.

Die Verhandlung gegen die Anisimowianer war im Leningrader Kreisgericht und zwar öffentlich. Am Verhandlungstag warteten Tausende von Menschen vor der Türe des Gerichtshauses, und als die Milizen Anisimow vorführten, begrüßte ihn ein achtungsvolles Gemurmeln. Vor dem Richter sprach dieser jedoch, was kein Mensch von ihm erwartet hatte: Er habe seine Bruderschaft nur gegründet, um die Menschen aus den alten kirchlichen Banden zu befreien und sie dem Kommunismus dienstbar zu machen. Als ihn am Abend des Verhandlungstages die Wachen zum Gefängnis zurückführen wollten, machte sich die Erbitterung der Volksmenge in wilden Schmährufen Luft. Als auch Plastersteine auf ihn geworfen wurden, traf

ihn einer davon so unglücklich, daß er einen Schädelbruch erlitt, an dem er noch in der gleichen Nacht starb. Er wurde auf dem Wolkowfriedhof beerdigt. Sein Grab schmückte ein Kreuz, auf dem in sinniger Mischung die Erdkugel mit Hammer und Sichel und einer Taube darüber angebracht war. Zahlreiche brennende Kerzen auf dem Grab zeigten jedoch, daß Anisimow auch nach seinem Tode noch Anhänger besaß. Seine „Apostel“ wurden nach Taschkent, in Mittelasien, verschickt, wo sie neuerdings Zellen der „Anisimow-Bruderschaft“ gründeten; in dem meist mohammedanischen Gebiet konnten sie jedoch nur ganz wenige Anhänger erwerben.

Die „Féodorowzi-Gemeinde“, die sich in den Jahren 1926/28 in Leningrad gebildet hatte, war eine Vereinigung besonderer Art. Außer den alt-herkömmlichen Heiligen erklärten sie alle Forscher und Wissenschaftler, die der Menschheit jemals einen Dienst erwiesen hatten, zu solchen. In ihrem kirchenähnlichen Versammlungsraum im Markt-Viertel hingen zwischen den Bildern der bekannten Kirchenväter auch diejenigen von Newton, Pascal und Kepler. Genau wie für die alten, gab es auch für diese neuen Heiligen Lieder, die zu ihren Ehren gesungen wurden. Der Pfarrer, ein ehemaliger orthodoxer Pope, trug während des Gottesdienstes ein langes, einfaches weißes Hemd, wie es, aus der Not der Revolutionszeit entstanden, unter dem Namen „Tolstoi-Hemd“ zu einer Art Volkstracht geworden war.

Die früher genannten Bruderschaften und Vereinigungen hatten auch Beziehungen und Anhänger in anderen Städten Rußlands; die sehr kleine Féodorowzi-Gemeinde dagegen war auf Leningrad und dessen nähere Umgebung beschränkt. Auch sie wurde liquidiert.

Hatten sich schon während der Zeit der GPU-Herrschaft mehr als einmal Provokateure unter die Gläubigen gemischt, so nützte ihre Nachfolgerin, die NKWD, den Wunsch nach religiöser Betätigung und den Hang der Slawen zur Sektenbildung bewußt aus und arbeitete systematisch mit Provokationen. So gründete um 1940 der junge Diakon Kyrill von der Kirche des „Heiligen Fürst Wladimir“, einer der drei (von 316) in Leningrad noch erhaltenen Kirchen (und damaliger Sitz des derzeitigen Patriarchen Alexéj von Moskau) eine Jugendvereinigung für religiöse Erziehung. Nach einiger Zeit wurde der ganze Kreis von der NKWD verhaftet. Während sich diese mit den einzelnen Jugendlichen eingehend beschäftigte, wurde Diakon Kyrill sehr rasch freigelassen und seinem Kirchendienst zurückgegeben.

In dieser Kirche wurde auch die Ohrenbeichte stark gefördert, und es gibt Beweise, daß der Inhalt verschiedener Beichten zur Kenntnis der NKWD gelangte.

Die römisch-katholische Gemeinde in Leningrad, die, wenn man der GPU glauben darf, eine der bestorganisierten und stärksten Gegner des Kommunismus gewesen war, hatte man schon in den ersten Jahren des Sowjet-Regimes mit aller Kraft bekämpft. Während meiner Haft habe ich an einer Mauerwand, schon beinahe verwischt, eine Reihe von Namen römisch-katholischer Geistlicher, meist polnischer Abstammung, eingetragen gefunden.

Sie sollen alle erschossen worden sein. Selbstverständlich waren auch beinahe alle Kirchen geschlossen oder einer anderen Verwendung zugeführt.

Die stärkste propagandistische Wirkung auf die russische Bevölkerung hatte zweifellos der Hetzfilm „Kreuz und Mauser“, der ausgesprochen gegen den Papst und die römisch-katholische Kirche gerichtet war und wie ein aufregender Kriminalfilm aufgemacht war. Ob noch geheime römisch-katholische Gemeinden in den UdSSR existieren, entzieht sich meiner Kenntnis. Ich habe nur erlebt, daß im Jahre 1937 in Stalinbad der Astronom Orieschko-Jakimenko, der eine Bibliothek von etwa 2000 Bänden römisch-katholischer Literatur besaß, verhaftet wurde. Soviel ich weiß, hatte er Beziehungen zu einem Angehörigen der Gesellschaft Jesu, der in Kiew einen zivilen Beruf ausübte. Orieschko ist seither verschollen, seine Bücher wurden damals wahllos in eine Mistgrube geworfen.

In einem anderen Fall, der mir zur Kenntnis kam, hatte ein ausländischer Spezialist, der gleichzeitig heimlicher römisch-katholischer Missionar war, an seinen Arbeitsstätten unter der russisch-orthodoxen Bevölkerung römisch-katholische Gemeinden gegründet, die 1932 von der GPU ausgehoben wurden. Daß in den Weiten Rußlands auch kleine römisch-katholische Kreise ein unterirdisches Dasein fristen, ist wahrscheinlich, besonders nach dem zweiten Weltkrieg, in dem eine große Zahl religionshungriger Russen mit römisch-katholischen Gläubigen in Berührung gekommen sind. Doch handelt es sich dabei wohl sicher um ebenso kleine, unzusammenhängende Kreise wie bei den heimlichen orthodoxen Bruderschaften.

Die evangelische Kirche hatte anfänglich etwas weniger hart unter der antireligiösen Verfolgung zu leiden. Pastor Hansen war es sogar gelungen, unter der deutschstämmigen Jugend Leningrads einen Verein aufzuziehen, der mehrere hundert Jugendliche (von den noch etwa 100000 Deutschen dort) erfaßte. Ehemalige Pädagogen der aufgelösten deutschen Anna-Schule befaßten sich mit der geistigen Betreuung, bis sie alle, Pastor Hansen, Lehrkräfte und Jugendliche, im Frühjahr 1931 verhaftet und zu Zwangsarbeit verurteilt wurden. Ich habe später in der sibirischen Taiga, 300 Kilometer von der nächsten Bahnstation entfernt, die beiden Lehrerinnen dieses Kreises, Renata Schwarz und Amalia Maier, getroffen, die eine 68, die andere 70 Jahre alt.

Da alle Religionen, nicht nur das Christentum, im Sowjetstaat der Verfolgung ausgesetzt sind, waren auch alle Andersgläubigen gezwungen, in den „Untergrund“ zu gehen. So war es zum Beispiel schon am 19. November 1919 in Turkestan verboten, einen gläubigen Mohammedaner in irgendeine Sowjetorganisation aufzunehmen.

Genau wie in der christlichen Kirche haben sich auch mohammedanische Geistliche dem Kreml zur Verfügung gestellt. Dieser Kreis ernannte Lenin zum Propheten und stellte ihn in die gleiche Reihe mit Mohammed und Moses („Das rote Usbekistan“ vom 1. Mai 1927 und 2. Juli 1927). Selbstverständlich lehnte sich genau wie bei den christlichen Gläubigen die Mehr-

zahl gegen diese Bolschewisierung ihrer Religion auf. Getreu dem „Scharijat“, ihrem „Buch des Lebens“, sammelten sich viele „Söhne des Propheten“ unter der grünen Fahne in einem „Gasawat-Krieg“, einem Glaubenskampf, und zwar in den Jahren 1919/20 unter der Führung Enver Paschas, 1928 bis 1933 unter Ibrahim Begh. War die äußere Form auch ein „Partisanenkrieg“ der „Basmatsch“ (die Kühnen), der tiefere Grund war Religion, nicht die Ablehnung der Agrarreform, wie die Sowjets behaupten. Die Agrarreform war im Gegenteil von der „Ulema“, dem mohammedanischen Priesterkollegium, gebilligt worden.

Ein Beweis für ein ziemlich starkes mohammedanisches Religionsleben im Untergrund sind die häufigen Verhaftungen von Grenzgängern, die unter Lebensgefahr „heiliges Wasser“ und „heilige Erde“ aus Mekka in das sowjetische Turkestan zu schleppen versuchen.

Auf dem Pamir-Plateau lebt die schiitisch-moslemische Sekte der „Ismaeliten“. Ein Stamm von etwa 10000 Menschen, die „ihre Lehre so geheim halten wie ihre Frauen abgeschlossen“. Die Sowjets erklärten Angehörige dieser Sekte als hochgefährliche imperialistische Agenten, und Ismaelit zu sein ist ein ausreichender Grund zur Verhaftung.

Auch in Leningrad befand sich eine mohammedanische Gemeinde, deren künstlerisch wertvolle Moschee in der Kirow-Straße noch erhalten war. Ihr eigentliches religiöses Leben, wie das Lehren arabischer Schriftzeichen und des Korans, mußte aber auch heimlich vor sich gehen.

Tataren im Nowgoroder Gebiet bildeten eine mohammedanische Bruderschaft, die „Tolstoi-Bruderschaft“, die den Dichter der Russen, Graf Tolstoi, in den Prophetenstand erhob. Sie hielt sich bis zum Jahre 1936, dann ereilte auch sie das Schicksal durch die NKWD.

Unter dunklen Tannen und Lärchen, am Ufer der Newa, steht verlassen der zur tibetanischen Gesandtschaft gehörende goldglänzende Buddha-Tempel. In den Jahren 1925/26 lebte in ihm noch ein buddhistischer Mönch estnischer Abstammung, den lediglich die Opfergaben heimlicher Buddha-Anhänger aus Leningrad vor dem Hungertode bewahrten. Von Zeit zu Zeit wurde von irgendwelchen heimlichen Gläubigen zu Füßen der sechs Meter hohen, vergoldeten Buddha-Statue Brot niedergelegt. Zu diesem Priester kamen öfter Mittelschüler, denen er in einem Kellerraum eine Übersetzung der Sutren vorlas und Buddha-Medaillons schenkte. 1927 wurde er als „estnischer Spion“ verhaftet.

Im Jahre 1926 versuchte auch ein Kreis jüdischer Gelehrter, der sich um den Rabbiner Schapira gesammelt hatte, ohne besonderen Erfolg Verbindung zu christlichen Bruderschaften aufzunehmen. Von einem Prozeß gegen eine jüdische Religionsgemeinschaft im Sowjet-Staat ist mir nichts bekannt. Nur die Zionisten halfen in den Jahren 1927 bis 1932 mit, die GPU-Gefängnisse zu füllen. In der Hauptsache waren es Frauen und Studenten, die gerne in leidenschaftlichen Reden eine künftige Weltregierung propagierten und deshalb von den Gläubigen anderer Religionen als „Poli-

tische“ betrachtet wurden. Bis zum Jahre 1940 wurde es still um sie, erst mit Kriegsbeginn erfuhr der Zionismus eine neue Belebung.

Das bisher geschilderte unterirdische religiöse Leben im Sowjetstaat war charakteristisch für große Städte. In diesen gab es Möglichkeiten, in der Masse unterzutauchen, was in den Kolchosdörfern unmöglich geworden war. Nicht selten machten deshalb Landbewohner, die den Wunsch nach einem kirchlichen Sakrament empfanden, weite Wege in die Städte, um dort Verbindung zu einem religiösen Kreis zu suchen. Durch sie gelangte die Kunde von Bruderschaften und ihren verschiedenen Ideen mehr oder weniger verfälcht auch auf das flache Land. Und da „das ostkirchliche Lebensideal die paradiesische, übernatürliche Verklärung der irdischen Existenz, die Vergottung des Menschen ist“, wie Professor Georg Wunderle (in Heft Nr. 1 der Sammlung „Das östliche Christentum“) nicht ganz zu Unrecht sagt, brachte dieses ungelentete Suchen nach Religion und religiösen Formen manchmal recht sonderbare Blüten hervor.

Je länger die Sowjet-Herrschaft bestand, umso schwieriger wurde es, Bruderschaften unter Menschen verschiedener Schichten aufrecht zu erhalten. Die kleinen Gruppen, die Leute einer Bildungsstufe umfaßten, wurden die eigentlichen Zellen religiösen Geheimplbens. Sie waren rein auf Kettenorganisation aufgebaut. Jede Verbindung ging über persönliche Bekannte. Äußere Erkennungszeichen für einen größeren Kreis fehlten gewöhnlich ganz. Ein bestimmter Faden an einer bestimmten Stelle der Kleidung — das Erkennungszeichen, das die Sowjets während des Krieges für ihre Spionage benutzten —, war wohl gelegentlich auch versucht worden, und zwar wurde ein Faden in Kreuzform genäht. Die NKWD sah die Fäden aber meist früher als die unbekanntenen Gläubigen und — benützte sie zu Provokationen. Erkennungszeichen für kleine Kreise, die es gelegentlich gab und gibt, sind geheim und sollen es bleiben.

Völlig anders geartet als im Westen des Landes war die Lage in Ostsibirien. Am Ufer des Angara-Stromes liegen mehrere „Tschaldon“-Dörfer, deren erste Ansiedler vom Don gekommen waren (Tschelowek-Don). In den Dörfern stehen noch die Kirchen, darunter eine, die ein Muster nordrussischer Holzarchitektur ist, doch dient keine einzige mehr dem Gottesdienst. Auf eine Entfernung von mindestens 1000 Kilometer gibt es, es sei denn als Zwangsarbeiter, keinen Priester mehr. Die Bevölkerung dieses Gebietes bestand zum allergrößten Teil aus Nachkommen von Verbannten der Zarenzeit: Verbrecher, asoziale Elemente und Revolutionäre. Abgesehen von dieser Abstammung dürfte aber auch das propagandistische Wirken der einst dort verbannt gewesenen „berühmten“ Revolutionäre von Einfluß auf die Bevölkerung gewesen sein. Hatten doch unter vielen anderen auch Stalin, Suchanow und Trotzki, von dem zahlreiche illegitime Sprößlinge vorhanden sind, dort gelebt. Es ist bezeichnend, daß die Zerstörung und Plünderung der Kirchen und die Vertreibung der Geistlichen hier ohne Zwang durch die Bolschewisten durchgeführt worden war. Im Dorf Bolschoja Mamuij,

das in der Hauptsache von Pelztierjägern bewohnt ist, wurden damals wertvolle alte Ikonen, die jedem Museum zur Ehre gereicht hätten, als Zielscheiben für Schießübungen benutzt. Im Dorf Tschama dient die wertvolle „Königliche Türe“, die in orthodoxen Kirchen den Altar von den Gläubigen trennt, in einem Bauernhaus als Schlafzimmertür. Man zeigte auf solche Art gerne seine antireligiöse Einstellung.

Im Jahr 1927 begannen die Massenverschickungen nach diesen ostsibirischen Gebieten. Dadurch kamen viele Gläubige, gerade auch Mitglieder der verschiedenen religiösen Sekten und natürlich auch Geistliche, in die Gegend. Schon 1931 brach in Nischni Ilimski und Bratski Rayon (einer Fläche von etwa der Größe Oberbayerns) ein antikommunistischer Aufstand aus, dessen geistiger Führer der greise und sehr fanatische Fonarkow, ein ehemaliger Moskauer Fabrikant war, während die militärische Leitung der Unteroffizier Morosow inne hatte. Das Zeichen, unter dem diese Menschen kämpften, war ein Kreuz aus Birkenstämmen. Außer Verschickten beteiligten sich aber auch viele Hunderte von ansässigen sibirischen Bauern an dem Aufstand und fanden dabei den Tod. 1932 gelang der GPU ihre Vernichtung.

Die Quellen des geheimen religiösen Lebens in der UdSSR sind jedoch nicht allein die Bruderschaften, von denen es auch außer den hier geschilderten in den Jahren 1923 bis 1932 in allen größeren Städten ziemlich viele gab. Weit häufiger war schon damals und wurde nach den „Gottlosen-Aktionen“ die rein individuelle religiöse Betätigung der einzelnen Menschen. Bis in die jüngste Zeit lebten auch überall vereinzelt Geistliche, die das Moskauer Patriarchat nicht anerkannten und auf eigene Weise als Seelsorger wirkten. Ein solcher war zum Beispiel der Mönch-Priester (Ireomonach) B., dem ein GPU-Natschalnik nach einer verbüßten Haft den Rat erteilte: „Wenn Sie Ihre Volksverdummung nicht bleiben lassen, ist Ihr Leben genau drei Kopeken wert!“ (Drei Kopeken sind der offizielle Preis für eine Gewehrkegel.) Pater B. ließ sich dadurch nicht einschüchtern. Er schnitt lediglich seine langen Haare ab, die ihn als orthodoxen Priester kenntlich machten, zog Zivilkleidung an und schlug sich ohne Paß bis Leningrad durch, obwohl ihm der Aufenthalt in einer Großstadt verboten war. Jahrelang betreute er dort die Gläubigen, hielt auf Speichern und in Kellern Gottesdienst, taufte Kinder, spendete die Kommunion und hielt Totenmessen. Ohne polizeiliche Anmeldung und Lebensmittelkarten, war er ganz auf Unterstützungen angewiesen und mußte täglich einen anderen Übernachtungsplatz benützen. Seine Vorsicht war allerdings groß. Wenn er in eine Wohnung gebeten wurde, ließ er sich erst durch einen Vertrauensmann genau über die Bewohner und auch deren Nachbarschaft unterrichten. Da im Sowjetstaat alle Schreibmaschinen registriert sind, schrieb er alle Nachrichten mit der Hand und schickte sie durch Boten. Die Benutzung der Post hat schon vielen Menschen in Rußland die Freiheit gekostet, wenn es auch

Fälle gibt, in denen es gut ging, weil schließlich auch in der UdSSR nicht jeder einzelne Brief zensuriert werden kann.

Als im Winter 1941 Leningrad eingeschlossen war und der Hunger die Menschen oft auf der Straße zusammenbrechen ließ, ging Pater B. unermüdet durch die Straßen, um den Kranken und Sterbenden den Segen zu spenden. Wo für ihn ein Besuch unmöglich war, schickte er das Abendmahl in kleinen Päckchen durch Boten. Aber auch dieser Wanderpriester-Typ konnte sich, zumindest für längere Zeit, nur in den großen Städten halten, in denen man in der Masse untertauchen kann. Von Dorf zu Dorf ziehende Wanderprediger, wie sie zum Alltagsbild des alten Rußland gehörten, gibt es wohl noch vereinzelt im Sowjetstaat. Allerdings müssen auch sie sich tarnen und deshalb wandern sie nun als Gelegenheits- oder Saisonarbeiter von Kolchos zu Kolchos, bis ihre Missionsarbeit entdeckt wird und sie für kürzere oder längere Zeit verhaftet werden.

Immer wieder aber findet man in der UdSSR rein persönliches christliches Wirken. So gab eine Musiklehrerin neben Musik- auch Religionsunterricht. Unter ihren Schülern befanden sich sogar Kinder von Parteimitgliedern!

Ein anderer Fall aus jüngerer Vergangenheit ist eine Krankenschwester, die deutsche Kriegsgefangene betreute und die sich als heimliche Gläubige entpuppte (Moerk, Brevier 1947).

Alle religiösen und mystischen Strömungen in Rußland basieren mehr oder weniger auf der eschatologischen Einstellung des Russen. Die Menschen leben in dem Glauben, die End-Zeit sei nahe, und warten auf die Befreiung durch ein Wunder Gottes. Diese Einstellung dürfte auch mit ein starker Grund für das Fehlen einer großen Organisation und für die Passivität der Menschen sein.

Die in der Emigrantenliteratur häufig vertretene Ansicht, daß in der UdSSR eine gut organisierte Katakomben-Kirche und eine geheime orthodoxe Hierarchie bestehe, kann ich nicht teilen. Einmal aus Erfahrungsgründen: Ich selbst war Mitglied einer religiösen Vereinigung und traf außerdem während meiner sibirischen Verbannung mit Christen aus beinahe allen Gegenden Rußlands zusammen. Damals wenigstens war eine Organisation über größere Entfernungen nicht möglich. Zu einem ähnlichen Ergebnis führt aber auch eine einfache Wahrscheinlichkeitsrechnung: Die Kontrolle aller Lebensäußerungen in Rußland durch die MWD ist noch stärker entwickelt als sie es unter der GPU und NKWD war. Eine größere unterirdische Organisation scheint deshalb unmöglich. Auch die seit 1940 von den Sowjets geförderte Wiederbelebung der russisch-orthodoxen Kirche hatte wohl nicht nur kriegspropagandistische Gründe, sondern diente vor allem der besseren Überwachung religiöser Bewegungen.

Als die Stadt Kitjeschgrad von den Horden Dschingis-Khans ringsum eingeschlossen war, wandten sich ihre Bewohner — so erzählt eine alte Le-

gende — in ihrer äußersten Not zu Gott und flehten den Himmel um Rettung an. Und Gott erhörte ihr Gebet. Plötzlich war die Stadt verschwunden, und vor den Augen der Feinde lag ein tiefer See. Auf seinem Grunde, so meldet die Legende weiter, lebt Kitjeschgrad seit jener Zeit ein geheimnisvolles Leben, und Sonntagskinder sollen manchmal aus der Tiefe des Sees die Glocken klingen hören.

Man braucht kein Sonntagskind zu sein, um im Sowjetstaat das „Klingen gläubiger Herzen“ zu vernehmen. Wohl fehlt den Gläubigen die Möglichkeit zu äußerer Organisation, aber statt ihrer haben sie die Gewißheit des Herrenwortes: „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen.“

Georges Bernanos

Von FRANZ HILLIG S. J.

Seit genau 25 Jahren gibt es für uns, das heißt für Europa und die geistige Welt, Bernanos. Und obwohl sein entfaltetes Werk eine mehrfache Aufgipfelung kennen wird, ist der Dichter von Anfang an mit der Fülle und Sicherheit seiner Stimme da. Gleich der erste Roman „Unter der Sonne Satans“ ist der ganze Bernanos. Eine abgründige Welt von Bildern und Träumen, die während 38 Jahren in der Abgeschlossenheit herangereift war, trat mit einer einzigen Eruption ans Licht. Von da an gibt es diese beschwörende und doch so brüderliche Stimme in unserer Mitte, die in allen Ländern ihre Gemeinde besitzt und die auch der Tod inzwischen nicht zum Verstummen gebracht hat.

Paul Claudel in Tokio horchte auf: „Ich finde bei Ihnen jene königliche Kraft, die meisterhafte Beherrschung der Ereignisse und Gestalten, die Gabe der unzerreißbaren Zusammenhänge und der in Bewegung geratenen Massen.“¹ P. Lippert, der dem Buch einen Aufsatz widmete, nannte es ein „hingewühltes Buch“, „einen gellenden Aufschrei, eine seelische Explosion . . . von Leidenschaft“.² Das war 1926. In den beiden folgenden Jahren erscheinen „L'Imposture“ und „La Joie“ (beide deutsch in dem Band „Der Abtrünnige“ vereinigt). 1935 folgt „Ein Verbrechen“, 1936 „Das Tagebuch eines Landpfarrers“, das viele als sein reifstes Werk ansehen.³ (Sämtlich deutsch bei Hegner, der das Verdienst hat, Bernanos in ebenbürtigen Über-

¹ Brief vom 25. Juni 1926. Abgedruckt in: Georges Bernanos. Essais et Témoignages réunis par *Albert Béguin*. Les Cahiers du Rhône. Editions du Seuil, Paris 1949, ein Sammelband von 375 Seiten mit vielen Photos und Schriftproben, der eine Fülle wichtiger Beiträge über den Dichter enthält. Von uns zitiert: „Béguin“.

² In dieser Zeitschrift, Bd. 113 (1927) S. 161—172.

³ Vgl. besonders die eindringende Besprechung von Karl Pflieger „Aufstieg ins Mysterium: Rückblick auf das Werk des G. Bernanos“ in: „Hochland“, 34. Jahrg. (April 1937) S. 10—35.